

Auf falschem Boden.

Roman von H. Courth's-Rahler.

(13. Fortsetzung.)

Daraufhin hatte sie sich Mühe gegeben, heiter zu scheinen, aber es half nicht viel, wenn auch ihr Mann einige Zeit wieder zärtlicher zu ihr wurde. Mit täglich wachsender Angst merkte Hella, daß zwischen ihr und ihrem Mann eine Scheidewand emporstieg, über die sie sich kaum die Hände noch reichen konnten. In ihrem Innern sah es erbarmungswürdig aus. Umgeben von zarter, verheißender Liebe war sie aufgewachsen, nicht ein Hauch hatte ihr reiches Leben getrübt, bis sie in dies Haus gekommen war. Und nun war alles so ganz anders geworden!

Den größten Schmerz verursachte ihr die Erkenntnis des Unnerthums ihres Mannes. Mit graufamer Deutlichkeit zeigte er ihr täglich mehr und mehr, daß er keine der großen und edlen Eigenschaften besaß, mit denen ihre ideale Begeisterung ihn ausgestattet hatte. Langsam, aber mehr und mehr, verblähte das Bild, das sie sich von ihm gemacht hatte, und vor ihr stand Franz Bohned, wie er wirklich war: oberflächlich, genüßlich in niedrigerer Bedeutung und eitel, baar aller edlen Mannhaftigkeit und Größe. Mit traurigen Augen sah sie auf ihr gelassenes Götzenbild und veruchte immer wieder, aus den Trümmern ein neues zu bauen. Es gelang ihr nicht.

Sie mehrte sich tapfer und wie eine Verzweifelte gegen die volle Erkenntnis ihrer Lage. Was sollte aus ihr werden, wenn das so weiterging? Und alles das trug sie allein. Ihr Vater hatte wiederholt dringend um Nachsicht gebeten, wie es ihr ging. Erst berichtete sie ihm immer falsch. Es ging ihr gut, sie sei glücklich. Dann gab sich aber Rasmussen mit diesen Berichten nicht mehr zufrieden. Er konnte seine Hella zu genau, um nicht zwischen den Zeilen allerlei zu lesen, was ihn beunruhigte. Er beschloß also, Hella zu besuchen und sich von ihrem Ergehen selbst zu überzeugen. Eines Tages schrieb er ihr das und meldete sich für die nächste Zeit an.

Hella erzählte. Ihr Vater durfte nicht kommen, er sollte sein Kind nicht in seiner Erniedrigung sehen! Sie schrieb ihm sofort wieder: „Romme nicht, Papa — ich bitte Dich darum. Mein Verhältnis zu meinem Mann und seinen Verwandten ist ein schwieriges, Du würdest es nur verschlimmern, ohne mir helfen zu können. Ich will wahr und offen zu Dir sein, lieber theurer Papa, ich habe in meiner Ehe bisher nichts als Enttäuschungen gefunden, aber da ich sie eingegangen bin, muß ich auch alle Folgen tragen. Sorge Dich nicht um mich, Herzenspapa, ich werde schon fertig damit, und es muß ja einmal besser werden. Aber Du sollst nicht hierherkommen, ich könnte es nicht ertragen. Nur um Dich daran zu hindern, bin ich offen zu Dir, das wird Dich überzeugen, daß Du nicht kommen darfst. Behalte Du Deine Hella lieb, mein einziger theurer Papa! — Bitte, sag Sen nichts von meiner Bitte, nur Du sollst es wissen, daß ich mein Lebensglück verschaffen habe, aber ich bin Deine Tochter. Du hast oft gesagt: ein guter Kapitän verläßt sein Schiff nicht, wenn es auf Sand geräth, sondern sucht es wieder flott zu machen. Danach will ich handeln. Weist Du, an was ich jetzt immer denken muß — an Sen's Wert „Auf falschem Boden“. Soich ein Pfälzchen bin ich auch — auf steinigem Boden bin ich gerathen, und ich war so gut, fruchtbares Gartenland gewöhnt. Da muß ich nun erst lernen, mich zu begnügen. Leb wohl, Vater, grüß Sen und behalt lieb Deine Hella.“

Darauf hatte Rasmussen ihr gute, tröstende Worte geschrieben, die sie wunderbar stärkten. Zum Schluß hieß es: „Ich will Dich nicht in Deinen Entschlüssen wandeln machen, mein geliebtes Kind. Der Lebenskampf hat nun auch Dich erfaßt, aber barm aus und bleib Dir treu. Da Du es nicht willst, komme ich nicht, aber ein Wort genügt, um mich zu Deinem Schutz an Deine Seite zu führen. Du bist nicht allein, Dein Vater verläßt Dich nicht, was auch kommen mag. Sen läßt Dich grüßen, er arbeitet mit glühendem Eifer, und was er schafft, ist bewundernswürth. „Auf falschem Boden“ ist, wie ich Dir schon schrieb, mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet worden. — Sen ist fast unzertrennlich von mir, er wird mir täglich theurer. Wenn wir des Abends zusammen sitzen, sprechen wir fast nur von Dir. Du bist mitten unter uns. Frau Biebertun sorgt in alter treuer Weise für mich und wird sogar toleranter gegen die „Steinbuppen“, seit ich eine Hüfte von Dir geschaffen habe, um mich an Deinem Abbild zu erfreuen. Sie sieht manch liebes Mal mit feuchten Augen da vor und sagt: „Gut Professor, es ist doch zu etwas gut,

daß Sie so etwas können, nun haben wir wenigstens unser liebes Fräulein Hella noch bei uns. Nur schade, daß sie nicht auch noch sprechen und lachen kann.“ — Siehst Du, Herzkind, viel Liebe fliegt in Gedanken zu Dir, laß es Dir zum Trost gereichen. Schreibe mir oft und mache Dir das Herz leicht. Sei innig geliebt von Deinem treuen Vater.“

Diese warmen, treuen Worte thaten Hella ungemein wohl. Mit heißer Sehnsucht dachte sie an die Heimath. Wie schön mühte es sein, sich aufmachen zu dürfen und an der treuen Vaterbrust allen Schmerz und Kummer auszuweinen! Aber man würde sie nicht fortlassen und — die Rückkehr würde ihr dann doppelt bitter sein. Besser, es blieb, wie es war.

Des Vaters Brief hatte sie aber wunderbar geföhrt. Die Versicherung, daß man ihrer in Liebe gedachte, machte ihr das Herz höher schlagen. Sie war es ja so gar nicht mehr gewöhnt, gute liebe Worte zu hören.

Von neuem warb sie um Liebe und Verständnis bei ihren Verwandten, aber bald mußte sie einsehen, daß alles vergeblich war. Und da wuchs langsam der Trost in ihr empor. Mit aller Demuth erreichte sie nichts als neue Kränkungen, ihr Mann dankte ihr die größte Selbstüberwindung nicht, vergalt sie vielmehr mit Vernachlässigung und höhnischen Bemerkungen. Stand ihm dann einmal der Sinn danach, den Järlischen zu spielen, dann verdroß es ihn, wenn sie nicht gleich darauf einging, und er schalt sie föhrlich und drohte, ihren Startkopf schon noch zu brechen und ihr zu zeigen, wer Herr im Hause sei.

Das alles wurde ihr auf die Dauer unerträglich, sie begann sich zu wehren und auf Abhilfe zu sinnen.

Am gräßlichsten waren ihr die wöchentlichen Kaffeetränken und die sogenannten „geselligen Abende“ mit den Herren und Damen des Bohned'schen Bekanntenkreises.

Im Kränzchen hatte sie sich durch ihr ehrliches, offenes Wesen, welches Klatsch und Tratsch geißelte und verabscheute, sehr bald unbeliebt gemacht. Außerdem vergab man es ihr nicht, daß alle Herren Hella entzündend fanden und sie an den geselligen Abenden umschwärmten.

Die junge Frau war so froh, wenn sie mit jemand ein vernünftiges Wort sprechen konnte, und unter den Herren fand sich dieser und jener, mit dem sie sich lohnte, eine Unterhaltung zu führen. So gab sie sich diesem seltsamen Vergnügen mit Freuden hin, abnungslos, daß kleinliche Klatschsucht und Bosheit ihr das zum Verbrechen anrechnete.

Bertha und ihre Mutter hielten es für ihre Pflicht, die junge Frau darauf aufmerksam zu machen, daß ihr freies Wesen den Herren gegenüber und ihre extravaganten Toiletten von allen Damen ihres Kreises gerügt wurden, und daß sie in der ganzen Stadt den Gesprächsstoff bildete. Daß sie selbst dafür gesorgt hatten, Hella von Anfang an in Mißkredit zu bringen, verschwiegen sie natürlich dabei.

Da dies aber in die Zeit fiel, in der sich bei Hella der Trost zu regen begann, hatte diese Ermahnung nur zur Folge, daß sich Hella noch mehr von all den kleinlichen Frauen zurückzog und sich im übrigen durch das Gerede nicht die wenigen Stunden rauben ließ, die ihr eine kleine geistige Anregung brachten.

So war sie bald bei allen Damen in Ungnade. Am feindlichsten stand ihr jedoch Elsa Kleefeld und deren Mutter gegenüber. Diese beiden edlen Seelen sorgten eifrig dafür, daß Hella isolirt wurde. Bertha hatte ihrer Freundin Elsa mit Schauern moralischer Entrüstung von der Marmorstatue und der modellirten Hand erzählt. Diese Erzählung war natürlich noch ein wenig ausgeschmückt worden, und Elsa hatte dann das Ihrige gethan.

über seine Frau ebensowenig eine Ahnung wie diese selbst. Daß Hella so unbeliebt bei den Damen war, hinterbrachten ihm Mutter und Schwester natürlich mit Genugthuung. Sie erzählten ihm, daß seine Frau unliebenswürdig und hochmüthig sei und alle Damen sich durch ihr freies Verhalten Herren gegenüber verlezt fühlten. Sie zeigten bei dieser Veranlassung, daß sie nicht ohne Phantasie waren, denn sie schmückten die Berichte nach eigenem Ermessen aus. Damit erreichten sie, daß Franz immer ärgerlicher auf seine Frau wurde und gar kein Hehl daraus machte, daß er bereute, sie geheirathet zu haben. Er lief herum wie ein böses Thier und Hella bekam auf alle Fragen nur höhnische, beißende Antworten.

Das bestärkte sie in ihrem Trost. Sie war sich bewußt, alles gethan zu haben, was in ihren Kräften stand, um sich eine bessere Stellung im Hause zu schaffen. Nun aber war auch ihre Gebuld erschöpft. Sie nahm sich vor, noch einmal einen Versuch zu wagen, ob sie ihren Mann nicht bestimmen konnte, mit ihr das Haus seiner Eltern zu verlassen. Gelang es ihr nicht, dann mochte es gehen wie es wollte. Ungefragt demüthigen ohne Grund sollte sie niemand mehr, das war sie sich selbst schuldig.

Sie verbrachte jetzt den größten Theil des Tages in dem kleinen Zimmerchen, welches sie zu einem entzückenden Schmuckstücke ausgestattet hatte. All ihre schönen Sachen hatte sie hier untergebracht. Es blieb ihr nicht viel Platz, sich zu bewegen, aber da sie stets allein war, genügte es ihr vollständig. Das Zimmerchen war ihre Friedensinsel. Hier konnte sie sich als Mensch fühlen und an ihre Lieben daheim denken.

Niemand störte sie. Ihr Mann war im Anfang einige Mal bei ihr gewesen, als sie noch gute Stunden miteinander hatten, aber er fühlte sich beengt und ungemüthlich und konnte nicht begreifen, daß Hella dieses Zimmer so schön fand. Bertha und ihre Mutter mieden nun gar den traulichen Raum voll Entrüstung, weil „das Mädchen mit der Perle“ darin stand und gar auf dem besten Plage, gleich vorn am Fenster. Es war einfach ein Stödel.

Es war ein Frühlingstag. Es klang so zartlich, wenn die Dichter singen: „Der Frühling kommt mit Brausen.“ In Wirklichkeit bleibt wenig von Poesie übrig, wenn das Brausen von stürzenden Regen untermischt ist, der klatschend an die Fenster getrieben wird. Hella stand fröhlich am Fenster und schaute stumm in das Wettergebräus. Melancholisch sah sie das Wasser an den Scheiben herabrinnen wie unzählige Thränenabfälle. Solches Wetter ist für traurige Menschen fürderlich.

Plötzlich schrat sie aus ihrem Dahinbrüten auf, die Thür zu ihres Mannes Zimmer fiel draußen ins Schloß. Sie erhob sich und ging hinaus.

Franz Bohned stand auf dem Korridor, im Begriff, zum Essen hinunterzugehen.

„Bist Du schon fertig?“ fragte sie, um nur etwas zu sagen.

„Wie Du siehst, ja. Wir können hinuntergehen.“

Stumm schritten sie nebeneinander die Treppe hinab und begaben sich ins Speisezimmer.

Frau Emilia und ihre Tochter waren schon anwesend und gleich nach ihnen trat Ernst Bohned ein. Er machte ein grimmiges Gesicht. Untermwegs hatte er einen Bekannten getroffen, der ihm allerlei Schmeicheleien über seine Schwiegertochter gesagt hatte. Unter anderem hatte er bemerkt: „Und eine Art, das Haar zu tragen, hat Ihre Frau Schwiegertochter — entzückend geradezu! So etwas giebt es in unserer guten Stadt nicht wieder.“

Ernst Bohned war weit davon entfernt, dies als Schmeichelei aufzunehmen. Er hatte sich schon manchmal über Hella's geniale Frisur geärgert. Er redete sich ein, die Anerkennung des Bekannten sei verfluchte Mißbilligung, und betradachte dies als eine willkommene Gelegenheit, Hella etwas am Zeuge zu flieden.

Als man bei Tische saß, schweigsam und unfreundlich wie immer, merkte die junge Frau aus dem stehenden, böshafte Blick seiner Augen, daß er wieder etwas gegen sie vorhatte. Sie wußte aus Erfahrung, daß es nur eine neue Kränkung bedeutete, als er plötzlich das Wort an sie richtete. Diesmal sollte er aber nicht wieder über sie triumphieren, sie hatte es satt, sich ewig schiltzen zu lassen, ohne damit ihre Lage im geringsten zu bessern.

„Sagen Sie einmal, Frau Schwiegertochter“, begann er, „können Sie sich nicht eine etwas solidere Frisur aufstellen? Man fürchtet immer, Haare in der Suppe zu finden, wenn Sie am Tisch sitzen. Außerdem hält man sich darüber auf. Erst heute habe ich wieder häßliche Bemerkungen darüber einstecken müssen. So wie Sie frisieren sich höchstens Kellnerinnen oder fogenannte Künstlerinnen, aber nicht Damen aus unserer Gesellschaftskreisen. Es ist mir schon immer ein Greuel gewesen, Sie in so auffallendem Aufzuge herumlaufen zu sehen. Ich denke, es bedarf nur dieses Hinweises meinerseits, um Sie auf das Unpassende in Ihrer

Haartracht aufmerksam zu machen.“ Hella war erst bleich, dann glühend roth geworden bei diesen verlegenden Worten. Sie sah zu ihrem Mann hinüber. Hand er wirklich auch diesmal nicht nöthig, ein Wort zu ihrer Verteidigung zu sagen?

Der aber sah da, als ob ihn die Sache gar nichts anginge. Gemüthsruhig löffelte er seine Suppe und zerbröckelte Brot zwischen seinen Fingern. Um Hella's Lippen zuckte bitterer, schmerzlicher Spott. Von da kam ihr keine Hilfe, da hieß es, sich selbst wehren.

Möglichst ruhig saate sie im kühlen Tone: Sie werden trotzdem gestatten müssen, daß ich diese Frisur auch fernhin trage. Mein Vater fand sie am kleinsten für mich, und was er gut findet, kann ich mir ruhig als Richtschnur dienen lassen, es wird gewiß niemals unpassend sein.“

„Ihr Vater — Ihr Vater! Bleiben Sie mir doch mit Ihrem Vater vom Leibe. Immer berufen Sie sich auf den, wenn es gilt, Ihren Dittopf aufzusehen. Der hat doch als freier Künstler keine Ahnung, wie es in einer soliden Familie zugeht. Laufen etwa meine Frau oder meine Tochter mit solchen Wuschelhaaren herum, wie Sie? Nehm Sie sich nach Ihrem Mann zu richten und nicht nach Ihrem Vater, wie es Ihnen immer beliebt.“

Hella bist die Lippen aufeinander. Die Thränen waren ihr schon wieder nahe, aber sie kämpfte dagegen an. Der böshafte alte Mann sollte nie mehr die niedrige Freude haben, sie gedemüthigt zu sehen, wenn sie es itzend vermeiden konnte. Sie nahm sich äußerlich ruhig, ein Stück Fleisch und legte es auf ihren Teller. Dann sagte sie gelassen: Bertha würde in einer Frisur, wie ich sie trage, entschieden hübscher aussehen, als mit diesem glatten, festgeordneten Haar. Doch ist das ihre Sache, wie es die meine ist, mich nach meinem Belieben zu frisieren. Sie irren sehr, wenn Sie annehmen, daß ich mein Haar gegen den Willen meines Mannes so trage. Franz hat mir oft versichert, daß ihm meine Frisur gefällt.“

Franz Bohned wurde sehr roth und lachte verlegen, während sein Vater wüthend auf ihn und seine Frau starrte. „Als Bräutigam findet man eben alles entzückend an seiner Braut“, sagte er, wie entschuldigend.

Hella sah ihn mit einem Blick an, der ihm ungemüthlich wurde und ihn ärgerte. „Du hast mir dasselbe auch noch nach unserer Verheirathung versichert“, sagte sie.

Er audte die Achseln. Natürlich, in der ersten Zeit, als ich noch so topflos verliebt war.“

„War? Das scheint weit hinter Dir zu liegen!“ sagte sie mit bebender Stimme. „Wir sind noch nicht einmal ein Jahr verheirathet.“

Ehe er antworten konnte, schnitt ihm sein Vater das Wort ab. „Bitte — keine ehehellen Auseinandersetzungen in meiner Gegenwart. Ich mag es nicht mit anhören, wie Du Dich mit Deiner ewig opponirenden Frau um die Herrschaft streitest. Du bist selbst schuld, daß Du es so weit hast kommen lassen. Ich will meine Ruhe haben bei Tisch.“

Damit pflegte er stets ein für sich unklüßiges Thema abzubrechen. Auch heute wurde es still. Bertha warf gittige Blicke auf ihre Schwägerin, deren Kritik über ihre Haartracht sie schwer geärgert hatte, zumal sie im stillen neidisch auf das wundervolle, goldblonde Haar Hella's war.

„Lieberhaupt — was hätte dieses Stiefkind der Natur nicht gegeben, wenn sie über solch ein schönes Aeußeres hätte verfügen können! Kein Mensch ahnte, wie oft Bertha schon heimlich in ihrem Zimmer probirt hatte, ihr Haar auf Hella's Art zu ordnen. Ihr strähniges, spärliches Haar sah aber einfach lächerlich dabei aus. Sie hielt Hella's Worte für Hohn, obwohl dies der jungen Frau ganz fern gelegen hatte. Sie hätte mit ihren geschickten Händen auch wohl aus Bertha's Haar eine leidliche Frisur für diese aufstellen können, natürlich nur, wenn zuvor die reichliche Pomade entfernt worden wäre.“

Jedenfalls hatten ihre Worte Bertha's Unwillen erregt, wenn diese junge Dame auch nicht den Muth hatte, dies offen zu zeigen. Sie haßte dafür Hella im stillen umso mehr. In dieser kleinen Frauenreise war alles Gute erstickt durch die tyrannische Erziehung. Hella's Schönheit und Lieblichkeit war ihr ein Dorn im Auge, denn wenn sie schon überhaupt wenig Beachtung bei den Herren fand, neben Hella wirkte sie noch unbedeutender.

Als das junge Paar nach Tisch hinaufgegangen war in seine Wohnung, trat Hella vor ihren Mann hin. Sie sah ihn ernst und entschlossen an. „Ich habe mit Dir zu reden, Franz.“

„Er wandte sich unwillig ab. „Laß mich zufrieden! Es sind doch nur wieder die Vorwürfe, die dabei herauskommen.“

„Rein, Franz. Ich will Dich noch einmal bitten aus tiefer Seele: laß uns fortziehen aus diesem Hause. Nur der Umstand, daß Deine Angehörigen ewig zwischen uns stehen, hat dies fürchterliche Verhältniß gezeitigt. Ich ertrage es nicht mehr. Bitte, laß uns für uns leben in Zukunft, dann wird es besser werden.“

„Er sah sie ärgert an. „Dach! ich's doch, daß Du etwas herauskämest. Das schlaß' Dir ein für allemal aus dem Sinn.“

Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und sah ihm mit heifer Bitte in die Augen. „Franz, höre Du mich wirklich schon gar nicht mehr lieb? Bin ich Dir gar nichts mehr,

daß Du mich zu diesem entsetzlichen Leben verdammt? Wenn Du mich nur ein wenig lieb hast, mußt Du mir diesen Wunsch erfüllen.“ Glaube mir, unser Glück geht hier bald vollends in Trümmer, ich fühle täglich mehr, daß es so nicht weiter geht mit uns. Ich gehe zu Grunde dabei. Erbarme Dich, Franz — lieber Franz!“

Sie legte ihre Wange an die seine und schmeigte sich bittend an ihn. Ganz war der Zauber doch noch nicht gebrochen, den sie auf ihn ausübte. Er schloß die Bedende in seine Arme und küßte sie, und als ihre Lippen diesen Kuß erwiderten, küßte er sie wieder und wieder und zog sie zu sich auf einen Divan.

„Süßes Mädchen, wenn Du doch lieb und vernünftig sein wolltest! Laß doch alle reden, was sie wollen, sei meine süße, kleine Frau, dann ist doch alles aus. Die Schönste und Reizendste bist Du doch in unserer guten Stadt. Du können sie Dir eben nicht verzeihen, die Linsen und Minchen alle. Bist ihnen gar zu verführerisch, süßer Trostlopf!“

Sie wand sich mit ersticktem Geföh aus seinen Armen. Nicht so leicht, Franz, laß uns ernsthaft zusammen reden. Ich bitte Dich noch einmal so sehr ich kann, laß uns aus diesem Hause gehen.“

Er machte sofort wieder ein verdrießliches Gesicht. „Das ist unmöglich. Mein Vater würde seine Hand von uns abziehen. Wobon sollen wir leben?“

„Du arbeitest doch in der Fabrik. Dein Vater müßte Dir doch wenigstens einen Gehalt auszahlen. Und wenn nicht — ich brauche mich nur an Papa zu wenden — er hilft uns sofort.“

Franz lachte spöttisch auf. „Ich danke. Wenn ich schon abhängig sein muß, bin ich's lieber von meinem eigenen Vater.“

„Aber daß ich in der schlimmsten Abhängigkeit von Deinen Eltern hier begütigt muß, findest Du ganz in Ordnung!“

„Na, erlaube — das ist eine andere Sache. Frauen sind eben zur Abhängigkeit geboren.“

„Das ist eine sehr bequeme Auslegung.“

„Ach geh — laß uns dies Thema abbrechen, es führt zu nichts.“

„So lasse ich mich nicht wieder abfertigen. Franz, lieber Franz — sei doch barmherzig! Unter Glück steht auf dem Spiel.“

(Fortsetzung folgt.)

Hierauf fragte ihn die schwarzen Brüder, ob er etwas zu sich nehmen wolle. Alles, was er an Speise und Trank verlangt, wird ihm vorgelegt. Es ist sein letztes Mal. Die meisten Verurtheilten sind infolge der ausgedehnten Verurtheilten auf den Sämaus, und man ist genöthigt, ihnen nebenberühigende Mittel einzugeben. Andere lassen es sich gut sein, rauchen und trinken und schmausen, bis sie die Bestimmung verlieren.

Wenn die 24 Stunden in der Capilla vorüber sind, so fährt man den Verurtheilten zum Schafott. Er trägt einen schwarzen Talar und eine Kapuze mit eingestrebtem weihen Kreuz auf der Vorderseite. Das Schafott, auf dem der Hinrichtungssapparat steht, erhebt sich einige Fuß über den Erdboden, damit der schauerliche Akt vom Publikum deutlich gesehen werden kann. Ich habe in Spanien Hinrichtungen gesehen, bei denen Mütter ihre Kinder in die Höhe hoben und riefen: „Sehet, was die erwartet, die den Weg des Verbrechens einschlagen.“ Darauf prügelten die Weiber die Kinder grausam durch, damit der erhaltene Eindruck nachhaltiger sei. Seit einigen Jahren finden die Hinrichtungen nicht mehr öffentlich, sondern im Innern des Gefängnisses vor geladenen Gästen statt.

Der Scharfrichter von Madrid heißt Aureo Fernandez Carrasco und ist ein Mann in den Fünfzigern Jahren. Er bewohnt draußen vor der Stadt, in den Cuatro Caminos, ein einsames Häuschen in Gesellschaft einer Aicht, die seine Haushälterin ist, und eines zehnjährigen Sohnes. Er ist Wittwer. Im übrigen ist ein sehr umgänglicher Mensch. Ich suchte ihn in seiner Behausung auf und er erzählte mir mancherlei aus seinem nicht gerade banalen Leben. Er war früher Koch. Als er seine Stellung verlor, hatte er monatelang nichts zu beißen und zu kochen. Das war vor vierzehn Jahren. Da sah er den verzweifelten Entschluß, sich um die Scharfrichterstelle in Madrid zu bewerben. Sein Vorgänger Frasquito Castellanos war soeben gestorben. Es bewarben sich im ganzen 235 Kandidaten um die erledigte Stelle, und darunter waren elf Ingenieure, achtzehn Aerzte, ein Rechtsanwält, ein Feldwebel a. D. und ein Apotheker! Einer von den Bewerber führte in seinem Gesuche aus, die Stelle komme ihm mehr als sonst wem zu, in Anbetracht der innigen Freundschaft, welche ihn mit dem seligen Castellanos verbunden. „Wer wird besser als ich?“ — so schrieb der Bittsteller — „imstande sein, das unterbrochene Werk des unergötlichen Freundes fortzuführen! Trost alledem bekam Fernandez die Pfründe, weil ihn einige einflußreiche Politiker protegten. Schon vierzehn Tage nach seiner Einföhung in das Amt mußte er eine Hinrichtung vornehmen. Er erzählt, er sei infolge des erhaltenen Eindrucks wochenlang darauf krank gewesen. In vierzehn Jahren hat er erloß sieben Hinrichtungen ausgeführt, so daß er eigentlich nicht sehr in Anspruch genommen ist.

Wie das vom Marinodepartement veröffentlichte Programm ersichtlich macht, hat die atlantische Flotte den schwersten Teil ihrer Expedition noch vor sich — eine lange Reihe von guten Tagen.

Vor einigen Jahren wollten die Bergleute nicht arbeiten und die Grubenbesitzer erhöhten die Kohlenpreise, jetzt wollen die Grubenbesitzer die Leute nicht arbeiten lassen, und abermals wird dies als Vorwand benutzt, um den Preis der Kohlen zu erhöhen; gleichgültig was geschieht, das Publikum zahlt die Bede.

Die Schwandorfer Volkszeitung meldet aus Schwandorf: „Am 2. April findet eine Viehzählung statt. Sie erstreckt sich auf Pferde, Maultiere, Maultesel, Feh, Rindvieh, Schafe, Schweine, Ziegen, Federvieh, Kaninchen und Blumenküde.“ Daß die Blumenküde zum Vieh gerechnet werden, muß auf einem alten Schwandorfer Lokalrecht beruhen, von dem anderwärts nichts bekannt ist.

Rur sehr wenige wissen, wie viel man wissen muß, um zu wissen, wie wenig man eigentlich weiß.

Die Capilla ist ein viereckiges Gemach im Gefängniß, ganz mit schwar-